

TRANSKRIPTE

SYMBOLE

LEICHT

 MITTEL

 SCHWER

ÖSTERREICHISCHE, DEUTSCHE UND SCHWEIZER VARIANTEN DER DEUTSCHEN SPRACHE SIND MIT A, D UND CH GEKENNZEICHNET. DIE MIT * GEKENNZEICHNETEN BEITRÄGE SIND TEILWEISE UMGANGSPRACHLICH ODER ZUSÄTZLICH ALS DIALEKTVERSION VERFÜGBAR.



[A] Podcast, Digital.Leben, Ö1, 10.10.2024 | ■ ■ ■ ■
Gestaltung: Irmí Wutscher | 04 min 28 s

Gesundheitstrend fitspiration

Sprecherin: Gibt man den Hashtag „fitspiration“ auf Instagram ein, wird man fast erschlagen von praller Körperlichkeit. Stahlharte Bauchmuskeln und stramme Waden werden da von Männern in die Kamera gehalten, während Frauen ihren Allerwertesten präsentieren. Diese Bilder sollen eigentlich dazu beitragen, insgesamt fitter zu werden, also uns zu zeigen, was man mit regelmäßigem Sport und Gewichtheben alles erreichen kann. Was die Fitness-Influencerinnen tatsächlich propagieren und wie das auf Jugendliche wirkt, das hat sich ein Forschungsprojekt der FH St. Pölten angeschaut. Irmí Wutscher hat darüber mit der Ernährungswissenschaftlerin Elisabeth Höld gesprochen, und sie erst einmal gefragt, wofür der Hashtag „fitspiration“ eigentlich steht.

Elisabeth Höld: Man findet dort viel Information rund um Ernährung und Bewegung, denn diese „fitspiration“, es ist eine, soll eben soll die Leute zu Fitness, also zur Gesundheit inspirieren, wie auch der Name schon sagt: Fitness-Inspiration, also „fitspiration“. **Sprecherin:** Erklärt Elisabeth Höld, Ernährungswissenschaftlerin von der FH St. Pölten.

Elisabeth Höld: Das Problem daran ist, dass sie teilweise sehr extrem sind, diese Empfehlungen, die man dort sieht und liest, also sehr eingeschränkte Ernährungsweisen, sehr extreme Sportpläne, genau.

Sprecherin: Und auch die Influencerinnen und Influencer, die sich unter diesem Stichwort auf den sozialen Medien präsentieren, folgen alle einem sehr ähnlichen Schönheitsideal.

Elisabeth Höld: Also bei Frauen ist es der, der runde Po. Es sind auch zunehmend die definierten Arme, das wird wichtiger im Vergleich zu früher. Es ist die schmale Taille, das heißt, die Frauen müssen dünn sein. Aber, wie soll ich sagen, rundlich an den richtigen Stellen und bei den Männern geht's viel auch um den Oberkörper. Das heißt, diese V-Form, aber auch wirklich das definierte Sixpack und ein dicker Oberarm.

Sprecherin: Das Problem dabei ist nicht nur, dass wenige Körper diese Idealmaße erreichen können, sagt Elisabeth Höld, sondern dass viele der Influencerinnen dazu noch Produkte wie Nah-

rungsergänzungsmittel oder Fitnesskleidung verkaufen und damit suggerieren, wenn man sich das kauft, könne man auch so aussehen wie die Vorbilder.

Elisabeth Höld: Und das erzeugt dann bei mir als Konsument, Konsumentin vielleicht das Gefühl, dass wenn ich das alles mache, was die dort auch machen oder sagen, dass sie es machen, dass ich auch so schön sein kann. Wenn es mir dann nicht gelingt, bin ich mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit unglücklich.

Sprecherin: Bei einem Forschungsprojekt der FH St. Pölten haben Elisabeth Höld und Kolleginnen Schülerinnen und Schüler aus 20 Schulen in Wien und Niederösterreich zum Thema „fitspiration“ gefragt. Dabei zeigte sich, dass diejenigen, die solchen Inhalten folgen, anders denken als jene, die das nicht tun.

Elisabeth Höld: Die Motivation heraus, wieso sie Bewegung machen, also da ist der Grund das Aussehen. Was wir auch gesehen haben, war, dass Nahrungsergänzungsmittel wie zum Beispiel diese Proteinpräparate häufiger konsumiert werden und auch dass Influencer, Influencerinnen auch eine Quelle für Gesundheitsinformationen sind. Wir wissen ja, das sind Social Media bei Jugendlichen im Allgemeinen.

Sprecherin: Deswegen haben die Forschenden gemeinsam mit einem Bildungsverlag einen Kurs für Oberstufen entwickelt. Mit dem können sich Jugendliche mit den Themen rund um diese Idealbilder in sozialen Medien auseinandersetzen. Zum Beispiel gibt es ein Forensiktool, mit dem man herausfinden kann, ob die Bilder bearbeitet sind, der Bizeps also künstlich ein bisschen dicker gemacht wurde. Jugendliche sollen so lernen, dass nicht alles, was diese Influencer erzählen, unbedingt stimmen muss. Denn, so sagt Elisabeth Höld: Was mich als Ernährungswissenschaftlerin daran etwas beunruhigt, ist, dass es Leute sind, die teilweise keine Ausbildung haben, sondern dieses Wissen von ihren eigenen Erfahrungen herausnehmen, zusätzlich dazu, dass sie was verkaufen möchten. Und die eigenen Erfahrungen, die haben vielleicht für diese eine Person funktioniert, kurzfristig, weil man weiß ja auch nicht, was langfristig ist. Aber das heißt noch lange nicht, dass es Empfehlungen sind, die ich für alle aussprechen kann und dass die evidenzbasiert sind.

Sprecherin: Ein zehnteiliger Online-Lernkurs für SchülerInnen der Oberstufe rund um „fitspiration“ soll ab Februar 2025 verfügbar sein. Weitere Informationen zu den Schullizenzen haben wir auf unserer Sendungsseite oe1.orf.at/digitalleben verlinkt.



[A]* Reportage, Betrifft: Geschichte, ■ ■ ■
Ö1, 03.01.2025 | Gestaltung: Rosemarie
Burgstaller | 04 min 23 s

Februar 1945

Zeitzeuge: Das war die Nacht von Freitag auf Samstag. Kann mich noch gut erinnern. Und in der Früh schauen wir so.

I denk' ma, da laufen die SSler durch den Wald und dann hat man erfahren, dass da eben russische Gefangene entsprungen sind, und die haben versucht, der eine dort, der andere in die Richtung usw. zu laufen und man hat gesehen, weil es war Winter, Schnee, hat man die Spuren ja gesehen, wo sie gelaufen sind.

Sprecher: Das Konzentrationslager Mauthausen, rund 20 Kilometer von Linz entfernt, wurde im August 1938 errichtet. Mauthausen war innerhalb des KZ-Systems als Lager der Stufe 3 kategorisiert. Was bedeutete: „Rückkehr unerwünscht“. Physische Ausbeutung, Terror und systematische Unterernährung führten zu hohen Todesraten. Die sogenannte Aktion K oder Aktion Kugel betraf vor allem Zwangsarbeiter aus der Sowjetunion und kriegsgefangene sowjetische Offiziere.

Der Historiker Matthias Kaltenbrunner: Die Opfer dieser Aktion K beziehungsweise des sogenannten Kugelerlasses waren anfangs zivile Zwangsarbeiter, die von ihrer Arbeitsstelle geflüchtet waren. Aber sehr bald waren das eigentlich ausschließlich Kriegsgefangene sowjetische Offiziere. Warum: weil die als Anführer des Widerstands wahrgenommen wurden und versucht wurde, die aus den Arbeitskommandos rauszunehmen und sie von den Übrigen zu isolieren.

Sprecher: Ab Februar 1944 wurden K-Häftlinge in das KZ Mauthausen überstellt. Bis zum Februar 1945 fielen rund 5.000 Menschen der Mordaktion zum Opfer.

Matthias Kaltenbrunner: Wir wissen bis heute nicht genau, warum diese sowjetischen Kriegsgefangenen ins KZ Mauthausen verbracht wurden. Aus dem gesamten Deutschen Reich und dann isoliert wurden und bei minimaler Ernährung und Misshandlungen einem langsamen Tod preisgegeben wurden.

Sprecher: K-Häftlinge wurden von den anderen Gefangenen isoliert und in einer abgetrennten Baracke, dem sogenannten Block 20, dem Todesblock, untergebracht.

Matthias Kaltenbrunner: Man muss sich diesen Block 20 eigentlich als Lager im Lager vorstellen. Also der war auch mit einer Steinmauer noch umgeben mit Stacheldraht, und dadurch war eigentlich kaum ein Kontakt mit anderen Häftlingen möglich. Die einzigen minimalen Kontakte, die es gab, waren beim Bringen des Essens und in einigen wenigen Fällen wurden auch Zettel über diese Mauer geworfen. Aber im Grunde wussten die übrigen Häftlinge eigentlich nicht, was dort passierte, außer dass es ständig sehr viele Tote gab, die hinausgetragen wurden.

Sprecher 2: Sie wurden mit Nummern registriert, nicht zur Zwangsarbeit herangezogen, erhielten aber noch weniger Nahrung als die anderen.

Matthias Kaltenbrunner: Die wenigen Überlebenden berichten, dass einmal pro Tag Nahrung ausgegeben wurde: ein halber Liter Suppe aus gefrorenen Steckerrüben, 100 bis 150 Gramm Brot. Das war kein normales Brot, sondern mit Spreu vermischt. Dazu kamen ständige Misshandlungen.

Sprecher 2: Ein Überlebender berichtete: Hunderte lebende Skelette, die sich kaum auf den Beinen halten konnten. Mit borstigen Haaren bedeckt, mit entzündeten Augen, mit fest

zusammengebissenen Zähnen gingen in der Hocke dahin, fielen, standen wieder auf und gingen weiter.

Matthias Kaltenbrunner: Grundsätzlich war alles dort darauf ausgerichtet, die Häftlinge zu Tode zu bringen.

Sprecher 2: Die K-Häftlinge hatten kaum Kleidung, die meisten keine Schuhe. Sie schliefen in der kalten Baracke, am nackten Boden.

Matthias Kaltenbrunner: Eine Praktik, die auch zum etwas längeren Überleben dieser K-Häftlinge dort im Block 20 beitrug, war der sogenannte Ofen. Muss man sich so vorstellen, dass sich Häftlinge so eng im Kreis aneinander drückten, um sich gegenseitig zu wärmen. Im Winter. Das war eigentlich die einzige Möglichkeit, sich überhaupt dort zu wärmen.



[A] Feature, Gedanken für den Tag, Ö1,

06.11.2018 | Gestaltung: Alexandra Mantler |

02 min 13 s



KZ-Gedenkstätte Mauthausen

Oft fragen mich Menschen: Was ist das Ziel eurer Vermittlungsarbeit an der KZ-Gedenkstätte Mauthausen? Was sollen Menschen mitnehmen nach einem Besuch in Mauthausen? Ich kann darauf meistens nur eine unbefriedigende Antwort geben. Denn was Menschen für sich mitnehmen, das müssen sie selbst entscheiden. Wenn Besucher und Besucherinnen die Gedenkstätte mit einem verstärkten Vertrauen in die Demokratie verlassen, ist das großartig. Aber auch wenn sie für kurze Zeit ihre eigenen Lebensumstände hinterfragen, dann haben wir unsere Aufgabe erfüllt.

Ein Jugendlicher an der Gedenkstätte hat mir das kürzlich wieder vor Augen geführt. Er war Teil einer Klasse, die die Gedenkstätte besucht hat. Wie bei allen Rundgängen haben wir auch eine ehemalige Baracke und den Waschraum betreten. Die Baracken waren ursprünglich für 600 Menschen ausgelegt. Bereits eine völlig unrealistische Zahl in Relation zur Größe der Baracke. Zu manchen Zeiten des Lagers waren allerdings bis zu 2.000 Menschen in solchen Baracken untergebracht. Als wir die Baracke wieder verlassen haben, sagte der Bursche zu mir: Ich teile mir mit meinem Bruder ein Waschbecken und dann ist es oft schon problematisch. Alles hier hat so eine mahnende Wirkung auf mich. Luxus, Freiheit oder ein voller Magen – hast du diese Sachen, dann fällt es dir gar nicht auf und du passt auch nicht auf sie auf. Aber wenn sie weg sind, dann spürst du es so richtig. Dann wird's bitter. Unserer Generation wird immer vorgeworfen, sie könne ihren Wohlstand nicht wertschätzen. Das stimmt möglicherweise. Aber wer hätte es uns denn beigebracht? Demut vor unserem Wohlstand und ein „in den Griff bekommen des Konsums“ – das müssen wir gemeinsam bewältigen. Da könnt ihr nicht einfach die Beine hochlegen und sagen: Das wäre die Aufgabe der Jugend. Wir haben alle gemeinsam ein Problem mit dem achtsamen Umgang und der Wertschätzung unseres Wohlstandes. Das nehme ich mit. Das ist für mich bedenkenswert.



[A] Podcast, Geschichte Österreichs,
Ö1, 06.08.2021 | Gestaltung: Ernst
Bruckmüller, Wolfgang Ritschl | 05 min 14 s



Kriegsende und Neuanfang

Sprecherin: Ö1-Podcast: „Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Eine kompakte Geschichte Österreichs“. Mit Ernst Bruckmüller und Wolfgang Ritschl. Heute: Kriegsende und Neuanfang, Entnazifizierung, Besatzungsmächte und Wirtschaftsaufschwung.

Wolfgang Ritschl: Das zentrale Problem der Nachkriegszeit war ja zuerst einmal die Ernährung, und das dann noch verschärft wurde, eben auch durch die große Zahl an Flüchtlingen und *Displaced Persons* im Lande.

Ernst Bruckmüller: Ja, man kann sich das ja gar nicht mehr vorstellen. Bei Kriegsende gab es in Österreich zunächst einmal die alliierten Armeen, die von allen Seiten hereingekommen waren. Diese alliierten Armeen haben die hier vorhandenen deutschen Truppen zusammengedrängt. Das waren also eine große Menge, eine Million Mann. Aber auch die verbündeten Armeen der Deutschen – slowakische, ungarische, Partisanen bekämpfende Truppen aus dem früheren Jugoslawien und so weiter – kroatische Truppen ... Also, da war eine unglaubliche Menge von Soldaten verschiedenster Art oder ehemaliger Soldaten einmal zusammen gedrängt, die alle irgendwohin transportiert werden mussten. Dann gab es die Flüchtlinge, die schon vor der Roten Armee geflüchtet waren und irgendwo in Österreich gestrandet waren. Dann kamen dazu die sogenannten Sudetendeutschen, die zunächst in noch irregulären und später regulären Transporten aus der Tschechoslowakei abgeschoben wurden. Also ein unglaubliches Durcheinander. Dazu kam die große Zahl der Zwangsarbeiter. Die große Zahl der KZ-Häftlinge, die alle befreit waren und alle auch irgendwo hin wollten, entweder nach Hause oder, wenn sie Juden waren, in eine neue Heimat, vielleicht nach Israel, und sehr viele wollten natürlich nach Amerika.

Das ist ein unglaubliches Durcheinander. Und alle diese Menschen mussten irgendwie ernährt werden. Das war zunächst aus dem Land kaum mehr möglich, weil die Vorräte, die durch die Kriegswirtschaft vorhanden waren, in den Wirren der Endphase des Krieges zum Teil geplündert wurden oder zum Teil auch irgendwo verschoben wurden oder dem Schwarzmarkt zugeführt. Prinzipiell waren für die Ernährung ihrer Besatzungszonen die jeweiligen Besatzungsmächte zuständig. Die Sowjets haben Erbsen gebracht, da gab es eine Menge Mitbewohner bei diesen Erbsen, aber besser als nichts war es auch. In amerikanischen Zonen war es besser, weil die Amerikaner schon als Armee hervorragend versorgt waren und daher auch etwas abgeben konnten. Bei Briten und Franzosen war es etwas schwächer, aber die wurden im Prinzip ja auch von den Amerikanern ernährt.

Erst 1946 kam die UNRRA-Hilfe, also im Frühjahr '46 legt das erste Schiff mit amerikanischem Getreide in Triest an, und das ist die große gute Nachricht: Es wird besser werden. Freilich, '46 hat man also knapp überlebt, viele Menschen auch nicht. Das muss man dazu sagen. '47 war auch noch nicht gut. Beide Jahre waren auch klimatisch schlecht, es war zu trocken und es war zu kalt. Man musste im Winter wieder die Fabriken schließen und die Schulen schließen, weil es zu wenig Kohle gab. Erst '48 wird

dann die Sache etwas besser. Es konnten die ersten Erleichterungen im Ernährungsregime erlassen werden. Und da konnte man schon sehen, es wird bergauf gehen.

Wolfgang Ritschl: Ab wann, Herr Bruckmüller, hat denn der Wirtschaftsaufschwung eingesetzt? Und welchen Anteil daran hatten Mittel aus dem Marshall-Plan?

Ernst Bruckmüller: [Der] Wirtschaftsaufschwung beginnt ein bisschen 1947, 1948 voll und 1949 hat Österreich eigentlich im Bereich der Industrie wieder den Status von 1937 bereits erreicht gehabt und es ging weiter aufwärts. Sicher hat der Marshall-Plan einen wichtigen Anteil daran. Österreich hat ja auch pro Kopf der Bevölkerung eine sehr große Hilfe bekommen, neben Norwegen die größte überhaupt, während die größere Zahl der europäischen Staaten eine viel geringere Hilfe erhalten hat. Wahrscheinlich war das die Furcht der Amerikaner, dass Österreich dem Kommunismus anheimfallen könnte, warum sie so großzügig waren.

[Der] Marshall-Plan war auch eine kluge Sache, denn die Amerikaner haben geliefert, sehr lange Lebensmittel, Saatgut, Maschinen für die Landwirtschaft, um auch diesen Bereich wieder in Bewegung zu setzen. Dann aber auch viele andere Werkzeugmaschinen, um die Industrie in Schwung zu bringen. Und dabei war es eben so, dass diese Marshall-Plan-Mittel Österreich von den USA geschenkweise zur Verfügung gestellt wurden. Dass aber die Unternehmen, die dann diese Güter bekamen, diese Maschinen zum Beispiel, dafür zahlen mussten. Das heißt, sie bekamen sie quasi auf Kredit und mussten dann zurückzahlen. Aus diesen Mitteln entstand ein eigener Fonds, der ERP-Fonds, der bis heute existiert. Und aus diesem Fonds konnten dann später wieder Kredite vergeben werden. Das ist, glaube ich, ein sehr geniales Mittel gewesen.



[A] Feature, Frühjournal, Ö1, 02.02.2025 |
Gestaltung: Peter Fritz | 01 min 24 s



30 Jahre EU





Sprecher: Mit diesem Jahresanfang sind es 30 Jahre, dass Österreich Mitglied der Europäischen Union ist. In einer Volksabstimmung hatten mehr als zwei Drittel der Bevölkerung für den Beitritt gestimmt. Und im Jänner 1995 war es dann soweit. Eine wechselvolle Geschichte mit allen Hochs und Tiefs einer Beziehung zwischen Österreich und der Europäischen Union hat dann ihren Lauf genommen. Mehr von Peter Fritz.

Peter Fritz: Beim Neujahrskonzert vor 30 Jahren sprach auch Maestro Zubin Mehta zur Feier des Tages.

Zubin Mehta: Alle Europäer, unsere neuen Familienmitglieder willkommen. Prosit Neujahr!

Peter Fritz: Die zunächst EU-skeptische Bevölkerung war überzeugt worden, hatte zu mehr als zwei Drittel pro EU gestimmt. Günstigere Preise in der EU wurden als eines der Argumente für den Beitritt ins Treffen geführt. Vieles wurde tatsächlich billiger, aber gleichzeitig hatte die Regierung Probleme mit dem

Staatshaushalt und erhöhte diverse Abgaben. Der Beginn einer Ernüchterungsphase. Eines aber bleibt seither in allen Umfragen konstant. Die Zahl derer, die aus der EU austreten wollen, ist geringer als die Zahl derer, die im Jahr 1994 gegen den EU-Beitritt gestimmt haben. So richtig gekippt ist die EU-Stimmung also in 30 Jahren der Mitgliedschaft nie.

6  [A] Reportage, Vom Leben der Natur, 01.09.2025 | Gestaltung: Ilse Huber | 04 min 51 s   

Gärtnern in allen 4 Jahreszeiten

Vom Leben der Natur

Sprecher: Die Journalistin und Autorin Ingrid Greisenegger erzählt diese Woche über ein Leben mit der Natur. Heute: Gärtnern in allen vier Jahreszeiten.





Ingrid Greisenegger: Dieser Versuch, Kindern Natur über die Gartenfläche nahezubringen, schlägt sich in der City Farm, früher Schönbrunn, jetzt Augarten nieder. Das ist ein gemeinnütziger Verein, eine Institution, die sich zur Aufgabe gemacht hat, urbanes Gärtnern zu unterstützen. Es geht hier auch um zukunftsfähige Landwirtschaft, die hier versuchsweise entwickelt wird. Diese, unsere spezielle Ambition läuft unter „Vier-Jahreszeiten-Gärtnern“ und das geschah dann in Zusammenarbeit mit dem Gemüseforscher Wolfgang Palme. Er konnte vor – ich glaube, das sind jetzt gut zehn Jahre – in einer Forschungsarbeit feststellen, also eigentlich durch einen Zufall, er erzählt das so, dass einmal auf seinen Forschungsfeldern vergessen wurde, Salate im Herbst in den Boden einzuarbeiten und dass die im späten Februar frisch pflückbereit dastanden. Das gab ihm zu denken und da hat er ein Forschungsprojekt angesetzt. Und da kam nun etwas als Ergebnis heraus, das revolutionär ist. Also, es ist wirklich neue Forschungsarbeit, die belegt, dass sehr viele unserer gängigen Gemüsepflanzen und Kräuter, ich sag es gleich: Radieschen, Grüner Salat, Rucola, Schnittlauch, Asia-Salate, Kräuter, der ganze Gemüsegarten, Kohlrabi, Mangold – dass all die gängigen sehr viel frostresistenter sind als je ein Gärtnerlehrbuch beschrieben hat. Diese Tatsache haben wir auch auf der City Farm aufgegriffen und arbeiten so. Zu Weihnachten haben wir gehabt einen Gemüse-Christbaum. Den schmücken wir jedes Jahr mit dem frisch gepflückten Gemüse, das wir im Freiland geerntet haben. Das hält nur 2, 3 Tage und dann verkochen wir das Gemüse. Wir holen die Mini-Karotten, die kleinen Salate, vom Christbaum herunter, kann jeder bitte zu Hause machen, denn dieses Snow Food-Gemüse, das ist also Winterfrischgemüse, das kann man auch im Balkonkisterl in kleiner Menge auspflanzen.

Jetzt, was macht es gesellschaftspolitisch so bedeutend? Das ist ja nun der Kern und das zentrale Bemühen, nicht nur Freude am Gärtnern, sondern auch klimafreundlich gärtnern und gesellschaftspolitisch sinnvoll gärtnern kommt unterm Strich heraus. Denn dieses Snow Food, das Winterfrischgemüse, das wird im Freien im Gartenbeet ausgepflanzt oder in einem Frühbeetkasten, bei dem man aber den Deckel offen lässt. Und man kann es im Glashaushaus anbauen, aber jetzt kommt es: im Ungeheizten wenn, das heißt, diese Form des Anbaus von Winterfrischgemüse

benötigt keine Heizenergie. Und ich möchte noch etwas sagen zum Anbau, wenn das jemand nachmachen will: Ganz wichtig zu wissen für alle, die sich schon bereit machen, den nächsten Winter mit Frischgemüse zu verbringen: Es sei gesagt, dass man eine bestimmte Anbaumethode verfolgen muss, die von der klassischen abweicht, insofern als man saisonal versetzt aussät oder Jungpflanzen ausbringt. Die Hauptauspflanzzeit ist der September, damit ich da wirklich im Schnee und bei Frost über Weihnachten hinweg bis in den März hinein immer wieder ernten kann.

Phytologie – die Liebe zur Pflanze schlechthin, das bezieht sich nicht nur aufs Gemüse – die Liebe zur Pflanze, das ist ja keine Krankheit. Die ist ja dem Menschen in seiner Evolution mitgegeben. Der Mensch ist in der freien Savanne groß geworden und dort, wo er Grün sah, da wusste er, da ist ein Überleben möglich, und das ist evolutionär wohl im Menschen geblieben.

Sprecher: Die Journalistin, Autorin und Pionierin der Umweltbildung, Ingrid Greisenegger, sprach diese Woche über ein Leben mit der Natur. Gestaltung Ilse Huber.

7  [A] Podcast, Die Presse, Magazin „Beschäftigung“, 03.12.2024 | Gestaltung: Die Presse, Essl Foundation | 06 min 25 s   

Menschen mit Behinderung

Sprecherin 1: Frau Egger würden aktuelle Zahlen interessieren, was Frauen und Mädchen mit Behinderungen am Arbeitsmarkt betrifft.

Sprecher: Hier meldet sich Johannes Kopf zu Wort: Die Arbeitslosenquote unter begünstigt behinderten Männern lag im Jahresdurchschnitt 2023 bei 7%, während sie bei Frauen 5,8% betrug. Eine Studie zeige, dass diese niedrigere Arbeitslosenquote jedoch auch darauf zurückzuführen sein könnte, dass Frauen zum Teil erst gar nicht am Arbeitsmarkt aufscheinen. Möglicherweise wird begünstigt behinderten Frauen oft nicht ermöglicht, überhaupt ins Berufsleben einzusteigen. Ein gezielter Fokus auf Chancengleichheit bei der Berufsberatung und Ausbildung, unterstützt durch spezielle Arbeitsmodelle, könnte hier einen Unterschied machen. Johannes Kopf meint, dass es durchaus sinnvoll wäre, wenn auch die Fähigkeiten, die Frauen mit Behinderungen entwickeln, um ihren Alltag zu bewältigen, dem Arbeitsmarkt zugutekommen.

Sprecherin 1: Heidemarie Egger meint, dass es jetzt Zeit wäre, innovative Wege zu gehen. Doch sie erkenne immer noch starre Rahmenbedingungen. Es wäre schön, wenn es speziell Angebote an Frauen und Mädchen gäbe, die für Frauen mit Behinderungen zugänglich wären. Karin Pranis-Kastner fragt an dieser Stelle nach, wo Frau Egger beispielsweise noch besondere Kompetenzen sieht, die Frauen mit Behinderungen einbringen können. Heidemarie Egger antwortet. Es geht darum, dass sie in ihrem Leben gelernt haben, vermehrt kreative, alternative Lösungswege zu finden, eben weil sie es immer machen mussten. Wieder ist sie vorsichtig mit Pauschalierungen, aber sie kenne viele Lebensgeschichten, die das zeigen. Widerstandsfähigkeit und Durchhaltevermögen ist sicher etwas, was diese Frauen mitbringen.

Vorher brauchen sie aber eine Chance, einen Rahmen, in dem sie loslegen können.

Sprecherin 2: Nun meldet sich Bettina Hillebrand vom Beratungsunternehmen „My Ability“ zu Wort. Sie meint, dass sich Unternehmen jetzt in der schwierigen wirtschaftlichen Lage in zwei Gruppen aufteilen. Die eine Gruppe umfasst Firmen, die Inklusion strategisch in ihrem Unternehmen verankert haben. Diese setzen ihre Maßnahmen trotz der schwierigen Situation fort. Die andere Gruppe besteht aus Unternehmen, die Inklusion als einmalige wohlthätige Aktion betrachten. Diese Unternehmen legen ihren Fokus derzeit auf andere Themen. Dadurch ist es schwierig, nachhaltige Fortschritte zu erzielen. Unternehmen, die die Vorteile erkannt haben, Menschen mit Behinderungen einzustellen, bleiben bei diesem Ansatz. Dadurch können sie ihren Kundinnen und Kunden oft einen besseren Service bieten. Diese Unternehmen sehen darin nicht nur eine soziale Verantwortung, sondern auch einen Wettbewerbsvorteil. Ein weiterer positiver Aspekt ist auch, dass das Thema Inklusion gerade in diesen Monaten eine hohe Relevanz hat. Denn nächstes Jahr werden Gesetze diesbezüglich in Kraft treten. Das Barrierefreiheitsgesetz im Juni 2025 regelt das Angebot von zugänglichen Produkten und Services. Konzerne sind künftig verpflichtet, auch ihr soziales Engagement zu messen und den Aktionären und Aktionärinnen jährlich zu berichten. Dies wird ein Anreiz sein, weitere Maßnahmen zu setzen. Wenn Inklusion und Barrierefreiheit schon mal in den Köpfen der Führungsebenen sind, hilft das der Sache. Denn dies erleichtert es Diversity-Verantwortlichen, dass sie Maßnahmen zur Beschäftigung von Menschen mit Behinderungen auch in Krisenzeiten durchsetzen können. Auch der Fachkräftemangel kann dabei helfen. Eine weitere Chance ist die Digitalisierung, denn unterstützende Technologien erleichtern Betroffenen die Teilhabe und bieten zusätzliche Möglichkeiten.

Sprecher: Michael Pichler von „Zero Project“ bringt sich nun in die Diskussion ein. Aus der Sicht des Personalmanagements meint er, dass das Bewusstsein für Inklusion massiv gestiegen ist. Das bemerkt er auf Kongressen, Fachtagungen und ähnlichem. Inklusion wird als Teil des Diversitätsspektrums gesehen. Auch Entscheidungsträger haben inzwischen mehr Know-How zum Thema. Das spüre er in Gesprächen und den von „Zero Project“ durchgeführten Dialogveranstaltungen. Es sei eine große Offenheit für die Themen und Anliegen da. Früher sei es für Unternehmen eine große Herausforderung gewesen, relevante Informationen zu bekommen. Jetzt unterstützt das „NEBA-Betriebsservice“ hier als eine Art One Stop-Beratungsshop. Gleichzeitig merkt er an, dass in Sachen Förderungen und Begrifflichkeiten manches noch einfacher werden sollte. Zu viele verschiedene und im Vorhinein schwer einschätzbare Fördermöglichkeiten und komplexe Begriffe, die schwer durchschaubar sind, schrecken eher ab und lassen vieles als zu kompliziert erscheinen. Hier ist der große Wunsch für die Entscheidungsträger, Erleichterungen zu schaffen. Jedenfalls sind Initiativen für Menschen mit Behinderungen heutzutage sichtbar geworden. Die Herausforderung ist, dass es gerade jetzt in wirtschaftlich schwierigen Zeiten nicht nur bei Lippenbekenntnissen bleibt, sondern es auch weiterhin zu konkreten Anstellungen von Menschen mit Behinderungen kommt. In manchen Fällen habe er beispielsweise erlebt, dass es von Unternehmen fixe Zusagen gab, Praktikantinnen und Praktikanten aufzunehmen, die eine Behinderung haben. Aber dann kam es vielfach

nicht dazu. Leider gebe es von Unternehmen und deren Führungskräften vielfach Befürchtungen, die eigentlich völlig unbegründet sind.



[A]* Feature, Radiokolleg, Ö1, 02.01.2025 |

Gestaltung: Ute Maurnböck | 07 min 39 s



Zweite Chance für getrennte Eltern

Sprecherin: Die Kinder waren wenig begeistert, als das getrennte Elternpaar Elisabeth und Jörg ihnen verkündete, wieder zusammen zu sein. Warum muss ich meine Papa-Wochenenden jetzt mit der Mama teilen, war die Reaktion der jüngsten Tochter. Trotzdem: Die beiden gaben ihrer Beziehung nach siebenjähriger Trennung eine zweite Chance. Diesmal nehmen sie bewusst Streit und Auseinandersetzung in Kauf, anstatt einander Harmonie vorzuspielen. Ute Mauernböck hat das Paar besucht.

Sprecherin: In der Küche der Leudolds gibt's Essen für den 17-jährigen Kater, sonst würde er das Interview hindurch maunzen oder quaken. So klingt er nämlich inzwischen, finden seine Besitzer. Das Haus der Familie Leudold befindet sich ein paar Kilometer außerhalb von Wels am Ende einer Siedlung. Am Tisch steht eine Kerze, draußen dämmert es, es gibt Kaffee. Jörg und Elisabeth Leudold sitzen einander gegenüber, sprechen lebhaft und viel. Sie blicken auf eine lange gemeinsame Zeit zurück, die in ihre späten Teenagerjahre reicht.

Elisabeth: Ich habe ihn ein paar Mal schon gesehen vorher, ein bisschen von der Entfernung, habe mir gedacht, die blauen Augen, so ein fescher Typ, so ein James Dean mit Lederjacke, mysteriös. Und der hat mir so gefallen, hat mir so gut gefallen und dann ja und dann irgendwann haben wir halt geschmust und dann waren wir zusammen.

Jörg: Genau.

Elisabeth: Das war ja so, genau.

Sprecherin: Heute, über 30 Jahre später, ist Jörg Leudold Offizier beim Bundesheer. Elisabeth Leudold Diplom-Krankenschwester im Außendienst. Sie arbeitet im Verkauf für Wundmanagement und chirurgische Produkte. Die beiden waren noch nicht lange zusammen, als die damals 21-jährige schwanger wurde. Ihre Tochter kam im Oktober 1995 auf die Welt. Mit der Unterstützung von Elisabeth Leudolds Mutter und später einem Platz im Vollzeit-Kindergarten konnte das junge Paar seine Ausbildungen beginnen und beenden. Aus der ziellosen Jungmama wurde eine ehrgeizige Schülerin der Krankenpflegeschule. Der Jungvater absolvierte die Militärakademie.

Elisabeth: Damals mit einem Kind und wir waren so jung und unbedarft und irgendwie auch vielleicht mit einer Naivität gesegnet damals, und wir waren beide Kinder und Jugendliche, die die Katastrophe gewohnt waren. Wir kommen beide aus ganz, ganz schwierigen Familien, wirklich so also, wo man nachher Therapie braucht, sein Leben lang in Wahrheit. Und wir haben

uns da so gegenseitig aufgefangen und waren recht bescheiden mit unseren Ansprüchen und waren ein gutes Team. Wir funktionierten beide in der Katastrophe voll gut. Wir funktionieren, wenn nichts mehr los ist, da funktionieren wir nicht so gut miteinander.

Sprecherin: Wenn man es zusammenfasst: Einfach hatten es die beiden nie. Und zwischen den zeitweise getrennten Wohnorten, der vielen Arbeit sowohl zu Hause als auch im Job und mit neuen Ausbildungen sowie der Überlastung durch die Großfamilie verlor das Paar einander aus den Augen.

Jörg: Rückblickend betrachtet hab ich schon, ich hab irgendwie diese gesellschaftliche Last des Ernährers, hab ich irgendwie, glaub' ich, mehr gespürt als die Lisi und damals nebenbei haben wir uns noch um meine Schwester und um den Bruder kümmert und und und ja also wir haben ja dann nicht nur mit unserer, mit unserer eigenen Jugendlichkeit und unserem eigenen Kind beschäftigt, sondern teilweise um unsere Geschwister auch noch gekümmert, die halt auch aufgrund der zerrütteten Verhältnisse halt auch ein bisschen einen Anlauf gebraucht haben.

Elisabeth: Die haben zeitweise alle bei uns gewohnt, ja.

Sprecherin: Als sie um die 30 waren, kamen die zwei jüngeren Kinder zur Welt. Bewusst geplant. Die Familie zog in eine größere Wohnung, später in das Elternhaus von Jörg Leudold in Oberösterreich.

Jörg: Wie wir da hergezogen sind, habe ich gleichzeitig einen Auslandseinsatz geplant gehabt und war sechs Monate in Bosnien und habe dann dort eigentlich den größten Fehler meines Lebens begangen, indem ich die Lisi betrogen habe – dort unten und habe das dann lange Jahre, nachdem wir zu Hause waren, wieder nicht wirklich gestanden, weil ich nicht gewusst habe, was ich machen soll. Ich habe überhaupt keinen Ausweg gefunden und habe eben die Lisi lange belogen, was das angeht. Und das war eigentlich in Wahrheit dann auch, obwohl wir einige Jahre zusammen waren, war das eigentlich der Knackpunkt, warum das dann auseinander gegangen ist.

Elisabeth: Ja, aber du warst verknallt schon. Der hat sich verliebt in die, der hat sich verknallt in die, die hat ihm gefallen. Eine sehr fesche, britische Offizierin. Der Jörg war immer ein bisschen britophil. Es hat ihm getaugt und ich hab es gemerkt, ich bin kein Trottel. Ich habe ja den Jörg gekannt schon, auf was der steht oder wie wie der ist, wenn ihm wer gefällt, und das hat mir die Füße unterm Boden weggezogen.

Sprecherin: Nach über einer Stunde Gespräch braucht es eine Rauchpause und ein kurzes Innehalten. Hätte sie genug Geld gehabt, wäre sie gegangen, resümiert Elisabeth Leudold dabei. Rückblickend und nach Jahren der Therapie versteht Jörg Leudold das Verhalten seines jüngeren Ich besser. Die Ungeduld, die emotionale Entfernung zu seiner Frau, die Eifersucht auf die Kinder, die mehr Aufmerksamkeit bekamen, sein nicht Verstehen ihrer Situation als Alleinerzieherin, während er fort war und ihre Schwierigkeiten, sich zugleich in der neuen Umgebung einzuleben. Für die Familie bedeutete sein Seitensprung zurück zum Krisenmodus. Man renovierte das Haus, um etwas zu tun zu haben, nicht nachzudenken und das Unausgesprochene auszusprechen.

Sprecherin: Was sie wieder zusammengeführt hat? Die Pandemie. Sie war im Haus mit den Kindern und dem Schwiegervater in Quarantäne, er in Linz in seiner kleinen Wohnung. Und weil sie Zeit hatten, begannen sie zu telefonieren. Es waren lange Gespräche, die ihnen ihre Verbundenheit bewusst machte. Sie trennte sich von ihrem Freund. Jörg irgendwann von seiner Freundin und er kam öfter zu Besuch.

Elisabeth: Ich weiß nicht, irgendwie kommen wir nicht voneinander los, weil irgendwie sind wir eh so verwoben, das geht irgendwie nicht und ich mag ihn ja, es ist ja nicht, dass ich ihn hasse, das muss doch irgendwie muss ja das gehen, das gibt es doch nicht. Es kann gar nicht sein, dass das Leben immer so scheißkompliziert ist. Und dann haben wir da abendgegessen und dann haben wir schon, da war schon so so ein Date und ein bisschen, sollen wir schmuse oder nicht? Was weiß ich, das war schon, hat schon, wie das so ein bisschen wie früher etwas aufleben lassen, das schon da war. Dann waren wir sicher auch ein bisschen wieder fast wie ein bisschen frisch verliebt schon am Anfang.

Sprecherin: Eine Paartherapie später hat sich einiges geändert. Das, was verbindet, steht im Vordergrund. Das Verantwortungsgefühl zum Beispiel oder auch der Wunsch, es gut miteinander zu haben. Die Kinder, die inzwischen zu jungen Erwachsenen geworden waren, erfuhren die ganze Geschichte ihrer Eltern. Sie waren anfangs ablehnend und blieben lange skeptisch, was das erneute Zusammenkommen der Eltern betraf. Kinder sind, wenn es um die eigenen Eltern geht, erstaunlich konservativ.

Sprecherin: Sieben Jahre sind Elisabeth und Jörg Leudold inzwischen wieder zusammen. Die Kinder sind erwachsen geworden und haben sich mit der neuen, alten Situation angefreundet. Es wird mehr widersprochen und gestritten, auf jeden Fall, aber offen kommuniziert.



[A]* Podcast, Kulinarium, Ö1, 03.01.2025 |
Gestaltung: Miriam Steiner | 05 min 54 s



Genuss am Würstelstand

Vera Tondl: Dünne Bratwürstel, dicke Bratwürstel, Rauchwurst, pikante Käsekrainer, normale Käsekrainer und Debreziner.

Sprecherin: Sie wird aufgeschnitten und mit Brot oder doch lieber als Hot Dog – in jedem Fall aber gierig, schnell und im Stehen verschlungen – die Wurst.

Sebastian Neuschler: Dann stichst du es bei den Käsekrainern leicht an, aber mit der Fleischgabel. Dann kommt ein bisschen Käse raus und dann kriegst du diese schöne Kruste.

Sprecherin: In unserer gestrigen Sendung ging es um den Mikrokosmos Würstelstand. Heute widmen wir uns der Kulinarik, dem Brutzeln, Braten und Sieden der Würste.

Touristin: Der Käse schmilzt schön. Die Wurst, die ist knackig.

Tourist: Squishy.

Tourist: Sehr käsig, sehr saftig. Es ist die reinste Sünde und startet damit das Leben im Neujahr.

Sprecherin: Eine Sendung von Miriam Steiner aus dem Jänner 2024, die wir anlässlich der Aufnahme der Wiener Würstelstandkultur in die nationale Liste des immateriellen Kulturerbes der UNESCO noch einmal ausstrahlen.

Tourist: Käsekraier mit Brot und one Wieselburger Gold.

Sprecherin: Vier Uhr am Nachmittag – zu spät fürs Mittagessen, zu früh fürs Abendessen, gerade richtig für eine Zwischenmahlzeit vom Würstelstand.

Touristin: Wir sind hier Touristen und haben heute einfach eine Käsekraier in den Hotdog bestellt.

Touristen: It was obviously the top rated. It is actually our second time here. We came here yesterday and that says how much we loved this one.

Sprecherin: „Wiens top rated Würstelstand“ – damit ist in diesem Fall der Bitzinger gemeint, am Albertinaplatz im ersten Bezirk. Im Stand stehen zwei Männer und zwei Frauen an den Grillplatten. Davor warten gut 25 Menschen auf ihre Würstel. Wie schmeckt's?

Touristin: Anders als in Thüringen, wo wir herkommen. Wir sind den Käse noch nicht gewöhnt. Das ist eine der besten Würste, die wir je gegessen haben. Jeden Tag würde ich es nicht essen wollen. Aber wie gesagt, wir sind Thüringer.

Tourist: Rostbratwurst ist besser. Viel besser und vor allen Dingen: ich hab mich gleich vollgeleckert, also nein.

Sprecherin: Ein Mann und eine Frau, die später noch Karten für die Operette „Die Fledermaus“ haben, gleich nebenan in der Staatsoper, sind skeptisch. Ein anderes Paar aus Bayern ist soeben in Wien angekommen. Der erste Weg führte zum Würstelstand.

Touristin: Das ist Tradition. Wir kommen an und das Erste, was wir machen, ist, dass wir zum Bitzinger gehen, auf ein Würstel, ein Würstel, dann einen Grünen Veltliner und dann ist die Welt in Ordnung.

Tourist: Bei mir ist es einfach so: Ich bin Orchestermusiker und immer, wenn ich im Musikverein spiele, dann ist schnell der Weg raus zum Würstelstand, der wo man noch ein bisschen was zu essen kriegt, bevor das Konzert ist. Und auch für uns, wenn wir privat hier sind, wenn wir in die Staatsoper gehen, oder so, dann ist es natürlich sehr naheliegend, im wahrsten Sinne des Wortes, dass man zum Bitzinger noch schnell auf eine Wurst gehen.

Sprecherin: Und was gibt es?

Touristin: Traditionell immer eine Waldviertler, weil es eine wunderbar herzhaft Wurst ist. Und ich mag das gerne. Das Raucharoma dabei ist einfach sensationell.

Sprecherin: Der Wiener Würstelstand hebt sich gerne und betont von anderen Street Food-Anbietern der Stadt ab, seien

es Kebapstandln, Pizzaimbisse oder Burgerbrater. Dabei treffen auch im Wurstkessel die Erfindungen unterschiedlicher Regionen aufeinander. Die stark geräucherte Waldviertler trägt ihre Herkunft im Namen, die würzige Debreziner ebenso. Sie wurde in der ungarischen Stadt Debrezen erfunden. Die Kraier einst im inzwischen zu Slowenien gehörenden Krain. Auf die Idee mit dem Käse in der Wurst kamen zwei Oberösterreicher. Sie erfanden damit Ende der 1960er Jahre die Käsekraier. Und dann gibt's da noch die Burenwurst aus Rind, Speck und Schweinefleisch. Sie ist seit mehr als 100 Jahren in heimischen Würstelständen zu finden.

Peter Payer: Der zur Jahrhundertwende international aufsehen-erregende Kampf der südafrikanischen Burenrepubliken gegen ihre Eroberung durch die Engländer löste auch in Wien heftige Diskussionen aus und fand vor allem bei den Deutschnationalen begeisterte Zustimmung.





Sprecherin: Schreibt der Historiker Peter Payer in einem Text zur Geschichte der Würstelstände.

Peter Payer: Man sammelte Geld zur Unterstützung der Buren, komponierte Burenmärsche und Lieder. Burenhüte, Burenheringe und Burenwürste kamen in Mode. Letztere wurden überaus beliebt und vom Wiener Volksmund sogleich „Burenheidl“ oder schlicht „Haße“ genannt.

Vera Tondl: Meine Lieblingsspeise ist – so fad wie ich bin – immer nur Frankfurter. Ich esse immer das gleiche. Ich esse immer Einspänner, Frankfurter mit süßem Senf und Gurkerl. Klassiker.

Sprecherin: Sagt Vera Tondl, die Betreiberin des Würstelstands Leo. Einspänner, so nennt man ein Frankfurter Würstel, wenn es ausnahmsweise einzeln anstatt als Paar daherkommt.

Vera Tondl: Und es wird auch mittlerweile sogar sehr viel Vegetarisches, Veganes gegessen. Ich trage dem auch Rechnung. Wenn sie mir noch vor 5 Jahren gesagt hätten, wieso nicht ein vegetarisches Würstel? Nein, sicher nicht! Heute verkaufen wir 30, 40 Veganer, Vegetarier – also ich sag nicht Veganer – das ist anstrengend, vegetarische Würstel am Wochenende. Ich meine, das hat sich alles sehr, sehr, sehr verändert.

10  [A]* Feature, Zwischenruf, Ö1, 10.11.2024 |   
Gestaltung: Brigitte Krautgarten |
03 min 40 s

Engagement gegen Antisemitismus

Sprecherin 1: Engagement genau dann, wenn es darauf ankommt. Von Regina Pollack, katholische Theologin und Religionssoziologin.

Sprecherin 2: In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 wurden in Deutschland und Österreich fast alle Synagogen zerstört. 30.000 Jüdinnen und Juden wurden in Konzentrationslager verschleppt, unzählige misshandelt, verprügelt, beraubt und ermordet. 86 Jahre später meldet die Antisemitismusbemühung

stelle der Israelitischen Kultusgemeinde 808 antisemitische Vorfälle – allein im ersten Halbjahr 2024. Das ist eine Zunahme um fast 160% gegenüber dem ersten Halbjahr des Vorjahres. Am häufigsten waren dabei die Relativierung der Shoa und der israelbezogene Antisemitismus. Seit dem 7. Oktober 2023 leben jüdische Gemeinden unter dem Gefühl ständiger Bedrohung. Auch ich habe jüdische Bekannte, die ihre Kinder aus Angst vor Übergriffen nicht mehr in den Kindergarten oder in die Schule schicken. Viele Juden trauen sich im öffentlichen Raum keine Kippa mehr tragen, weil sie Angst vor Attacken haben.

Sprecherin 2: Manchmal fühle ich mich angesichts dieser Entwicklungen ohnmächtig und frustriert. Was mir in solchen Momenten drohender Resignation hilft, ist der Blick auf all die mutigen Menschen in Österreich, die sich jetzt solidarisch für und mit der jüdischen Gemeinschaft engagieren und gegen Antisemitismus kämpfen, oft mit mehr Elan als je zuvor. Ich denke da vor allem an meine jüdischen, christlichen und muslimischen Freundinnen und Freunde, die trotz aller Spannungen den Dialog nicht aufgeben. Nicht immer machen sie sich damit Freunde.

Sprecherin 2: Ich suche aber auch den Kontakt zu Organisationen, die im Kampf gegen Antisemitismus erfolgreiche Projekte und Programme entwickelt haben. Erinnern.at, ein Programm über Lehren und Lernen über die Shoa, unterstützt zum Beispiel Lehrerinnen und Lehrer durch Seminare und Lehrmaterialien in der Prävention von Antisemitismus und Rassismus, derzeit auch mit Unterlagen zur Situation im Nahen Osten. Der österreichische Integrationsfonds ermöglicht geflüchteten Menschen, sich im Rahmen seines Integrationsprogramms mit jüdischem Leben und jüdischer Geschichte in Österreich auseinanderzusetzen. Das Dialog- und Aufklärungsprojekt „Likrat“ ermöglicht Schülerinnen und Schülern, Organisationen und Unternehmen, das Judentum kennenzulernen. Und auch der Koordinierungsausschuss für christlich jüdische Zusammenarbeit lädt immer wieder zu spannenden Veranstaltungen ein, bei denen man das Judentum besser verstehen lernen und mit Jüdinnen und Juden in Kontakt kommen kann. Und wenn man möchte, dann findet man in Österreich noch viel mehr engagierte Menschen und Gruppen im Einsatz – jüdische und nicht-jüdische.

Sprecherin 2: Das Wissen um diese Menschen gibt mir Mut und Hoffnung. Es stärkt meine tiefe Überzeugung, Jüdinnen und Juden müssen in unserem Land in Frieden und Sicherheit leben können. Antisemitismus darf in Österreich keinen Platz haben. Und dafür setze ich mich ein.

Sprecherin 1: Das war ein Zwischenruf von Regina Pollack, katholische Theologin und Religionssoziologin.



[A]* Feature, Morgenjournal, Ö1,
08.01.2025 | Gestaltung: Wolfgang Popp |
03 min 36 s



Daniel Glattauer

Sprecherin: Mit der E-Mail-Romanze „Gut gegen Nordwind“ schaffte Daniel Glattauer 2006 den internationalen Durchbruch. Knapp 20 Jahre später lässt Glattauer wieder Mann und Frau

aufeinandertreffen, dieses Mal allerdings in der analogen Welt, genauer ihm Railjet Wien-München. „In einem Zug“ heißt der neue Roman, den Daniel Glattauer am kommenden Freitag im Wiener Rabenhof präsentieren wird. Offizieller Erscheinungstermin ist am Montag. Mehr von Wolfgang Popp.

Wolfgang Popp: Eduard Brünhofer ist ein erfolgsverwöhnter Schriftsteller. Blöd nur, dass sein jüngster Erfolg, sprich die Veröffentlichung seines letzten Romans, 13 Jahre zurückliegt. Jetzt ist er auf dem Weg zum Verlagssitz in München, im Gepäck ein weniger als bescheidenes Konzept für ein neues Buch, mit dem er seine Schreibblockade überspielen möchte.

Daniel Glattauer: Zum Glück ist mir das noch so nicht passiert. Ich hab zwar längere Schreibpausen immer wieder eingelegt, zwischen den letzten beiden Romanen waren es ganze neun Jahre. Das war mir gar nicht bewusst. Wenn ich einmal schreibe und wenn ich mich einmal hingesezt hab', dann mach ich was draus, ja. Das rennt dann automatisch, ich seh' relativ bald, ob es was werden könnte, nur bis ich mich einmal hinsetz', das dauert manchmal sehr lange.

Wolfgang Popp: Gar nicht lange dauert es hingegen, bis die Frau schräg gegenüber im Viererabteil den Schriftsteller anspricht. Anders als der Ich-Erzähler, der, Zitat „späten mittleren Alters“ ist, ist sie „frühen mittleren Alters“.

Daniel Glattauer: Ich hab's gern, wenn zwei Menschen sich vor meinen Augen kennenlernen und das ist vielleicht auch die Überschneidung mit „Gut gegen Nordwind“. Ich bin mittlerweile 20 Jahre älter geworden und dementsprechend ist auch das Thema Liebe anders behandelt als in meinen E-Mail-Romanen.

Wolfgang Popp: Es sind nicht nur ein paar mittlere Jahre, die hier Mann und Frau trennen, sondern auch eine sehr unterschiedliche Haltung zum Leben. Er ist seit Jahrzehnten verheiratet, sie hingegen bekennd beziehungsunfähig, außerdem gleichzeitig Physio- und Psychotherapeutin.

Daniel Glattauer: Sie vermischt das Körperliche sozusagen mit dem Psychischen. Und soll einen Kontrapunkt zu dem eher doch ein bisschen schon gesetzten, etwas schwermütigeren Protagonisten sein.

Wolfgang Popp: Mohammed Ali hat sein Boxen einmal mit „Schwebe wie ein Schmetterling. Stich wie eine Biene.“ beschrieben. Ähnlich umschwirren sich auch die beiden Protagonisten in ihren Dialogen. Da wird gestichelt und pariert.

Daniel Glattauer: Für mich ist ja Schreiben eigentlich nur eine andere Form des Lesens, ein ganz genaues, gründliches, ewiges, immer wieder neues Lesen, um zur besten Formulierung zu kommen.



Wolfgang Popp: Mit Leo, der Hauptfigur in „Gut gegen Nordwind“, habe er nur wenig Ähnlichkeit gehabt, so Daniel Glattauer weiter. Ganz anders hingegen verhält es sich mit dem Ich-Erzähler Eduard im neuen Roman.

Daniel Glattauer: Ich bin sehr von mir ausgegangen, durchaus auch von ... Ich erzähle viel von meinem Privatleben, ohne dass man weiß, was genau.

Wolfgang Popp: Da lernt man etwa die Lieblingsband von Glattauers Alter Ego kennen, der Beautiful South, die so etwas wie den Soundtrack zum neuen Roman „In einem Zug“ liefert. Oder, man erfährt beim Zwischenstopp in Vöcklabruck, warum er über diese Stadt nichts kommen lässt.

Daniel Glattauer: Vöcklabruck habe ich in Erinnerung von einigen Lesungen. Ich glaub, da war ein ziemlicher Absturz einmal dabei. Es ist ein atmosphärischer Ort gewesen, einfach eine gute Veranstaltung, also man braucht nicht glauben, dass Vöcklabruck Berlin so hinten nachstehen muss, wenn es um Lesungen geht.

Wolfgang Popp: Die Zugfahrt endet in München, wohin die Reise der beiden geht, soll hier aber nicht verraten werden. Nur so viel: Es liegt nicht nur an dem Bordeaux aus dem Bordrestaurant, dass Eduard vor dem Ziel kurz Rot sieht.

12  [A] Feature, Mittagsjournal, Ö1, 07.01.2025 | 
Gestaltung: Maria Kern | 02 min 37 s

Ausländische Arbeitskräfte im Tourismus

Sprecher: Zurück nach Österreich: Woanders als aus anderen Wirtschaftsbereichen, aus dem Tourismus fast schon Jubelmeldungen kommen darüber, wie gut die Wintersaison läuft. Nicht nur ausländische Gäste kommen – ohne Arbeitskräfte aus dem Ausland wäre die Branche nicht denkbar. Sie machen mittlerweile bereits 60% der Beschäftigten aus, berichtet Maria Kern.

Maria Kern: Die Kellnerin aus Ungarn, der Koch aus Deutschland, die Reinigungskraft aus Bosnien. Ohne ausländische Arbeitskräfte würde es im Tourismus nicht gehen. Ende November vergangenen Jahres kamen laut Wirtschaftsministerium 58% der Arbeitskräfte aus dem Ausland. Vor 15 Jahren waren es nur 35%. Warum ist der Anteil so stark gestiegen?

AMS-Chef Johannes Kopf: Der österreichische Tourismus hat einen ungeheuren Boom erlebt. Mit jedem Jahr Rekordbeschäftigung, mehr Leute, mehr Gäste und dieses zusätzliche Arbeitskräfte-Angebot, was dadurch notwendig war, das ist zur Gänze befriedigt worden durch ausländische Arbeitskräfte.

Maria Kern: Nach der Herkunft stehen ungarische Arbeitskräfte auf Platz eins. An zweiter Stelle stehen die Deutschen.

Johannes Kopf: Das sind hauptsächlich Menschen aus Ostdeutschland. Das Lohnniveau im österreichischen Tourismus liegt über dem deutschen Lohnniveau. Und wenn ich aus Ostdeutschland bereit bin, von zu Hause wegzugehen, ob ich dann nach Bayern gehe oder nach Tirol, ist schon relativ egal.




Maria Kern: In Summe kommen 34% der Tourismusbeschäftigten aus anderen EU-Ländern. 24% aus Drittstaaten. Woran liegt es, dass nur 42% der Arbeitskräfte im Tourismus aus dem Inland kommen? Immerhin gibt es aktuell 240.000 Österreicherinnen und Österreicher ohne Job.

Dazu Krauss-Winkler: Wir wissen, dass Tourismus zu einem Großteil im Westen Österreichs stattfindet. Das heißt, die meisten Arbeitsplätze haben wir natürlich in den westlichen Bundesländern und sehr viele der arbeitslosen Menschen sind eher im Osten angesiedelt.

Maria Kern: Auch AMS-Chef Kopf sagt, man könne einen Ostösterreicher nicht dazu zwingen, nach Tirol zu übersiedeln. Da gäbe es gesetzliche Grenzen. Ein weiterer Hemmschuh für Jobs im Tourismus seien aber auch die Arbeitszeiten. Kopf sagt, da könnte aber manches getan werden.

Johannes Kopf: Wir haben im Jahr 2023 dutzende Tourismusbetriebe motiviert, dass sie die Kinderbetreuung, die sie für Gäste anbieten, auch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter-Kindern anbieten.

Maria Kern: An der Bezahlung liegt es laut der Tourismusstaatssekretärin jedenfalls nicht, dass der Tourismus für viele nicht attraktiv ist.

  Unterrichtseinheit 

Der dritte Mann

Sprecherin 1: Ich habe gestern zum ersten Mal den Film „Der dritte Mann“ angeschaut.

Sprecherin 2: Ich liebe diesen Film! Ein Klassiker!

Sprecherin 1: Das Ende habe ich nicht ganz verstanden. Wer hat Harry Lime jetzt erschossen – sein Freund oder die Polizei?

Sprecherin 2: Keine Ahnung, ist auch egal! Das Ende soll ja mysteriös sein. Ich mag die mysteriöse Atmosphäre im Film: die dunklen Gassen, die geheimen Kanäle ...

Sprecherin 1: Ich finde die Filmmusik genial. Die Zither-Melodie geht mir nicht mehr aus dem Kopf!

Sprecherin 2: Du, wir könnten am Samstag die Dritte-Mann-Tour machen und uns die Original-Schauplätze aus dem Film anschauen!

Sprecherin 1: Ja! Voll gerne!